

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 59 (1984)

Artikel: Ein Stück Heimat
Autor: Engeler-Bürgi, Erika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-700400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Stück Heimat

Erinnerungen haben ein Eigenleben und entfalten es unbemerkt, während man sie still schlafend glaubt, in grauen Zellen gelagert. Steigen sie dann plötzlich auf, durch Kindheitsgerüche, einen Satz, eine Melodie aufgeweckt, haben sie sich verändert. Oder haben wir uns verändert? Mit den Erinnerungen an Erlebnisse, an Menschen, an Orte kommen Gefühle zurück. Sind es dieselben, die wir ursprünglich hatten?

Ich denke zurück an die Seminarzeit. Zähl mit ihr verschweißt waren die Bahn, Wartesäle und das Externenzimmer. Ich verbrachte, so scheint mir heute, an diesen Örtlichkeiten fast soviel Zeit wie in den Schulstunden selbst. Täglich fuhr ich von Berlingen nach Kreuzlingen-Hafen. Im Morgenzug war die Luft schwer und lau und müde. Fabrikarbeiter dösten in den Abteilen vor sich hin. Lustlosigkeit lag auf den Gesichtern. Kaum jemand sprach. Wenige lasen Zeitung. Ich mochte diese Frühzüge nicht mit ihrem Schlafgeruch, dem monotonen Klopfen der Räder in den Geleisefugen, dem stets an den gleichen Stellen einsetzenden Bremsgekreische. Man benutzte die Fahrzeit zum Lernen, aber meist hatte man ein viel zu umfangreiches Pensum auf die halbe Bahnstunde verspart, so daß man hastig seitenweise Französischwörter herunterhaspelte, um von Tägerwilen an noch die Arithmetikformeln anschauen zu können.

Wartezeiten – die Züge kamen zu früh an und fuhren oft erst eine Weile nach Schulschluß – verbrachten die Pendlerinnen im «Ex». Es lag in der Südwestecke des zweiten Stocks und war ein Durchgangsraum zwischen Konvikt und Schultrakt. So knallten in jeder Zwischenpause die beiden Türen, und Boys aus allen Klassen hasteten, trampelten und grölten durchs Besenrefugium. Weil der Weg von der Direktionswohnung ins Zimmer 10 ebenfalls durchs Ex führte, hatte der Kiel (Direktor Doktor Schohaus) beim Durchschreiten Gelegenheit, die

Ordnung unauffällig im Auge zu behalten. Zwar hielt er sich nie auf, schaute sich auch nicht um, schien kaum zu registrieren, wer da war. Aber mir schien er ein allgegenwärtiger Gottvater zu sein.

Über Mittag assen wir oft im Ex. Im Konsum gegenüber kauften wir Brötchen, Leberpain, Landjäger, Schokolade und Früchte. Deshalb roch es im Besenzimmer eigentlich immer wie in einem Comestibles-Laden. Man konnte auch versuchen, dort zu arbeiten. Aber es war fast unmöglich, sich auf etwas zu konzentrieren. Zur Not ließen sich Notizen ins Reine schreiben oder geometrische Konstruktionen kopieren, die eine begabtere Kollegin herausgetüftelt hatte. Wollte man aber ungestört sein, verzog man sich besser in den Lesesaal, der zwar auch ein Durchgangsraum, aber viel grösser war. Ein Konzertflügel stand auf dem Parkett. Man durfte nur ganz dezent auf ihm spielen, klassisch natürlich, denn nebenan hatte der Kiel sein Büro. Vergaß sich einmal einer der Boys und begann zu «swingen» oder zu «jazzen», womöglich noch im Takt auf den Boden zu klopfen, erschien bald des Herrn Direktors Gestalt im Portal. Er brauchte gar nichts zu sagen. Schon der fragend vorwurfsvolle Blick aus den hellgrauen Augen bewirkte, daß des Sünders Hände von den Tasten sanken oder doch wenigstens wieder zum eher passenden Wolfgang Amadeus zurückfanden.

Die Decke des Lesesaals schmückte eines jener barocken Gemälde, die dem Betrachter den Blick in den Himmel öffnen und ihn leicht schwindlig werden lassen, weil die dargestellten Menschen von unten zu sehen sind und mit wehenden Gewändern unendlichen Höhen zuschweben. Der Kiel hatte uns neueingetretenen Erstkläßlern unter dem Bild die Geschichte des schönen Jünglings Ganymed erzählt, den Zeus geraubt und auf den Olymp gebracht

hatte. Wärme und Begeisterung schwangen mit, wenn er auf Dinge zu sprechen kam, die ihm am Herzen lagen: Bilder, schöne Möbelstücke, von Hand gemachte Gegenstände, alte Bräuche. Für mich war er eine Persönlichkeit mit einer ganz seltsamen Aura, respektgebietend, unnahbar, fast kühl wirkend, eigenartig distanziert. Um so überraschter war ich dann, ihn auch anders zu erleben. Einmal fragte ich ihn – ich weiß nicht, woher ich den Mut nahm –, ob ich nicht aus dem großen Brunnen drei Goldfische haben dürfte für mein Aquarium. Er holte ein Fangnetz und stieg mit mir in den Hof hinunter. Wir standen eine Weile am Brunnenrand und betrachteten die Schleierschwänze und Teleskopfische, blaßrote, goldfarbene und gefleckte, die still ihre Runden um die Mittelsäule zogen. «Welche möchten Sie haben?» fragte der Kiel, um dann mit grenzenloser Geduld die Exemplare einzufangen, die ich ausgewählt hatte.

Daß er gemütlich und sogar lustig sein konnte, erlebten wir Mädchen, als wir den obligatorischen Kochkurs absolvieren mußten. Da im Seminar für diesen Zweck keine eigentliche Schulküche vorhanden war, hatte man es so eingerichtet, daß in der Privatküche der Frau Direktor von uns Schülerinnen ein Nachtessen zubereitet wurde, unter Anleitung der Hauswirtschaftslehrerin natürlich.

Im Eßzimmer deckten wir den Tisch, und die Frau Direktor sorgte für einen Blumenstrauß aus dem Garten. Unter uns nannten wir sie, fast zärtlich, «Hedi», denn wir mochten sie unheimlich gern. Sie war klein und schmal und ging auf ganz zerbrechlich wirkenden Beinen. Sie hatte eine warme Ausstrahlung und für alle ein Lächeln. So aßen wir dann jeweils mit dem Ehepaar Schohaus und allfälligen Gästen zu Nacht. Im Anfang waren wir gehemmt und ängstlich verkrampft, irgendwie erstarrt im Respekt vor dem Direktorlichen Intimbereich, bis es Hedi mit ihrer Natürlichkeit gelang, uns

zu lösen. Einmal führte sie mit dem Kiel einen wortreichen Streit um den Kauf eines Plastikkübels. Er war kategorisch dagegen. Plastik: widerlich! Überhaupt, diese Kunststoffe und serienweise lieblos fabrizierten Gegenstände! Ob denn nicht ein Kübel aus Holz, Email oder Kupfer genau so zweckdienlich wäre! Schließlich dürfte man auch im Haushalt die Kultur nicht einfach verkommen lassen. Kultur sei schon gut, aber Plastik hätte eben einen praktischen Wert, beharrte Hedi. Sie schmunzelte und wechselte das Thema. Wir waren sicher, daß sie ihren nützlichen Kübel kaufen würde.

Eines Abends fragten wir den Kiel nach der Herkunft jenes Pferdchens, das ein wenig verwittert und angeschlagen auf einem Schrank stand. Damit hatten wir ihn auf eine seiner Lieblingsgeschichten angesprochen. Das war nicht mehr der Kiel, den wir aus den Psychologiestunden kannten, fast etwas gelangweilt den Stoff dozierend. Nun war er ganz da, engagiert und witzig. Das Pferdchen war das Aushängeschild einer Wirtschaft «zum Rößli» gewesen. Jedesmal, wenn er dort vorbeikam, hatte er es bewundert. Eines Tages war es verschwunden. An seiner Stelle prangte grell irgend eine neonbeleuchtete Tafel. Aufgeregt stürzte er in die Wirtsstube und erkundigte sich nach dem Rößlein. Gelassen erklärte der Wirt, man habe das häßliche alte Ding der Kehrrichtabfuhr mitgegeben. Worauf der Kiel zur Müllhalde eilte und in Schutt und Abfall herumstocherte, bis er das Kleinod fand und glücklich mit nach Hause nahm.

Im Winter wurde uns Ex-Besen erlaubt, im Konvikt zu Mittag zu essen. Damit kam uns Ernstli (Dr. Ernst Bachmann), der Konviktführer, sehr entgegen, denn erstens war der Eßsaal an sich zu klein, und zweitens bedeutete das Verköstigen von Mädchen einen Einbruch in die Männerdomäne. Das Seminar war damals eigentlich noch eine ziemlich maskulin geprägte Lehranstalt. Zwar

überwogen die Burschen zahlenmäßig nur noch gering, aber das Konvikt war ihr unangefochtenes Reich. Der Lehrkörper bestand sozusagen ausschließlich aus Männern. Lediglich einzelne Hilfsstellen in Musik- und Sprachfächern waren von Frauen besetzt. Und natürlich das Mädchenturnen.

So begaben wir uns also etwas beklommen jeweils um zwölf Uhr in den Eßsaal. Die Boys hatten uns erklärt, daß der Ernstli, der mit seiner Frau ebenfalls im Konvikt aß, sehr streng auf gute Manieren achte. Den Ernstli fürchtete ich sehr. Er gab ja den Mathematikunterricht, und in diesem Fach war ich durchaus keine Leuchte. Als glänzender Methodiker bereitete er seine Lektionen beispielhaft vor, baute sie folgerichtig auf und achtete auf einwandfreie Formulierung. Wenn mir die Angst, plötzlich etwas gefragt zu werden, nicht ständig die Eingeweide zusammengezogen hätte, wären diese Stunden ein Genuß gewesen. Wenn man nicht aufgepaßt oder einfach nicht begriffen hatte, konnte Ernstli sarkastisch werden. «Üben Sie den Kreuzleinstich und heiraten Sie möglichst bald», zischte er wütend, wenn er bei Mädchen auf geistige Schwerfälligkeit stieß. Er liebte das für ihn klare, durchsichtige Gebäude seiner Mathematik und ertrug es schwer, wenn jemand tölpelhaft darin herumtappte.

Beim Essen bekamen wir Mädchen zum Glück unsere Plätze in einiger Entfernung von Ernstlis Tisch angewiesen, aber doch so gelegen, daß er uns gut im Auge hatte. Wichtig war es, das Besteck richtig zu benützen (Eier schneidet man niemals mit dem Messer!), am Wasserglas nur zu nippen (man säuft nicht wie das Vieh!) und von allem zu essen, auch wenn man den Stockfisch am Freitag nicht mochte.

Ernstli hatte die Gabe oder den Instinkt, überall dort zu erscheinen, wo er eben gerade nicht hätte sein sollen und

auch nicht vermutet wurde. Stiegen ein paar Boys spät-
abends frech über ein Baugerüst ins Konvikt ein, stand
Ernstli hinter dem Fenster und empfing sie. Huschte ein
Besen aus einer Boybude, wo sie sich verbotenerweise
aufgehalten hatte, kam Ernstli «zufällig» daher. Eigent-
lich sah man Ernstli überhaupt häufig herumgehen. Da-
bei räusperte er sich oft und klimperte ständig mit Mün-
zen oder Schlüsseln in der Jackentasche. Wer diese «Vor-
warngeräusche» kannte, konnte sich rechtzeitig ver-
drücken. Täglich schritt er mehrmals zur Post, um das
Fach zu leeren, begleitet von seinem pfeffersalzfarbenen
Schnauzer namens «Fils». Häufig traf man ihn auch in
der Kreuzlinger Hauptstraße an. Er kannte jeden seiner
Schüler und grüßte freundlich.

Auch ihn lernte ich von einer sehr menschlichen Seite
kennen. Unser Jahrgang wurde wegen des akuten Leh-
rermangels nach der dritten Klasse ins Praktikum ge-
schickt. Unsere Semilehrer kamen hin und wieder auf
Schulbesuch, nicht als Inspektoren, sondern als Rat-
geber. Als nun an einem schönen Sommermorgen der
Ernstli durch die Tür meines Klassenzimmers trat, ver-
krampfte sich in alter Gewohnheit mein Magen. Aber
nur ganz kurz. Der Besucher setzte sich in eine Ecke,
und da sein Stuhl ganz klein war, eben für Drittklässler
gebaut, sah der große Mann gar nicht mehr so bedroh-
lich aus. Das Verhältnis war nun reziprok: Ich stand
vorn. Und zwischen uns saßen die Kinder in ihrer gan-
zen Unbefangenheit. Der Vormittag verging wie jeder
andere, mein Beruf machte mir Freude, ich spürte, daß
meine Schüler mich mochten. Ernstli saß die ganze Zeit
auf dem Kinderstuhl, entspannt, die Beine langgestreckt,
freundliche Aufmerksamkeit, manchmal ein Schmunzeln
auf dem Gesicht.

Er blieb, bis die Kinder ihre Sachen zusammenpackten.
Ihm sei ganz wohl geworden bei uns in der familiären

Atmosphäre unseres Schulzimmers, sagte er und erzählte aus seiner Jugendzeit, von der strengen Erziehung, die er damals bekommen hatte. Meine Kollegen waren dazugetreten, und wir luden den Ernstli ein, mit uns in der Dorfwirtschaft zu essen. Er blieb gerne. Und als wir nach lebhaften Tischgesprächen im Laufe des Nachmittags beschlossen, zum See zu gehen, begleitete er uns und machte sogar in einer geliehenen Badehose beim Schwimmen mit. Tief zufrieden fuhr er gegen Abend nach Kreuzlingen zurück. Von da an hatte ich keine Angst mehr vor ihm, und darum machten mir die Astro-Stunden in der vierten Klasse endlich sogar Freude.

Auch Schulreisen waren Anlässe, in deren Verlauf sich unnahbare Lehrer in liebenswerte Menschen verwandelten. Aus grauen Eminenzen wurden farbige Persönlichkeiten. Und wenn man mit ihnen die 2000-Meter-Grenze überstieg, was hieß, daß man sie duzen durfte, wurde die gegenseitige Beziehung geradezu freundschaftlich. So erging es uns jedenfalls mit Joe (Dr. A. Schmid), unserem Klassenlehrer.

Wir hatten es am Anfang schwer, den Zugang zu ihm zu finden. Er wirkte sehr ernsthaft und kompliziert, mochte Geflunker und Aufgeblasenheit nicht leiden und konnte einem mit einer einzigen Bemerkung den Teppich so rasch und elegant unter den Füßen wegziehen, daß man es erst merkte, wenn man verdutzt und beschämt auf dem Boden saß. Andererseits bedeutete das kleinste Lob von ihm eine enorme Auszeichnung. Seine Deutsch-Stunden gehören – wenn ich auf meine Schulzeit zurückschaue – zum Besten, was ich mitbekommen habe. Joe war immer sehr fundiert vorbereitet. Er legte an sich selbst mindestens so strenge Maßstäbe wie an seine Schüler. Er vermittelte kein trockenes Wissen, sondern versuchte, uns das Tor oder doch zumindest ein Fenster zu öffnen zum Verständnis des Wesentlichen,

was uns Menschen ausmacht: der Sprache. «Kultur» und «Bildung» sind abgenützte und malträtierete Begriffe. Ich würde sie lieber beiseite lassen, aber in diesem Zusammenhang müssen sie doch gebraucht werden. Nachdem wir in zähen Grammatik- und Phonetikstunden gelernt hatten, Werkzeug und Bausteine einigermaßen zu handhaben, wurden wir anhand sorgfältig ausgewählter Lektüre eingeführt in die Möglichkeiten sprachlichen Ausdrucks. Joe ging in kleinen Schritten vorwärts und wollte immer Gewißheit haben, daß die Klasse ihn auch verstanden hatte. Es lag ihm viel daran, nicht einfach zu dozieren, sondern uns möglichst viel selbst entdecken zu lassen: Gesetzmäßigkeiten im Aufbau, Schönheit der Formulierung, Idee und Absicht des Dichters. Nie erging er sich in schwülstigen Schilderungen, Pathos und Phrasengeklingel waren ihm ein Greuel. Wer in der Sekundarschule gelernt hatte, blumige, wohlklingende Aufsätze zu schreiben, wurde bald als sprachlicher Schaumschläger entlarvt. Joes Humor war keineswegs harmlos, und er genoß es, mit scharfem Verstand und spitzer Zunge die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. Wir nahmen ihm gelegentliche Nadelstiche nicht übel, weil wir ihn ob seiner Geradlinigkeit hoch achteten.

Auf der Schulreise über den Lötschberg entdeckten wir ihn dann schließlich als geborenen Komiker, glänzenden Unterhalter und zähen Bergsteiger. Er entwickelte Qualitäten, die wir bei ihm nie vermutet hätten. Zwar nippte er an Pfefferminztee, während wir Veltliner tranken, aber er ertrug lächelnd unsere Ausgelassenheit, machte manchmal eine trockene Zwischenbemerkung und war ein ganz unschulmeisterlicher Reiseleiter.

Während ich schreibe, ruft eine Erinnerung der andern, Bilder steigen auf, ich erlebe noch einmal mich selbst im unbeschreiblichen Prozeß des Erwachsenwerdens. Im

*Musikdirektor Paul Danuser erteilt
Gesangsunterricht im alten Musik-
saal.*

Jahr nach meiner Patentierung brannte das Seminar nieder. Ich sehe mich, wie ich am Morgen nach dem Unglück auf der Straße vor dem schwarzen Gebäudeskelett stand und weinte. Ein Stück Heimat war zerstört, ein Abschnitt meines Lebens endgültig vorbei.

